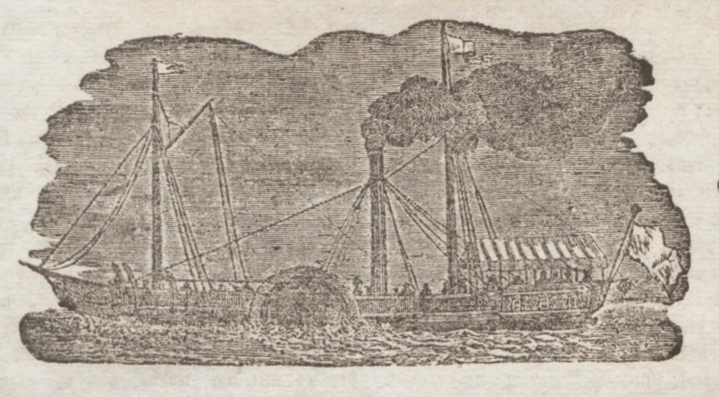
№ 18.

Donnerstag, am 11. Februar 1836.



Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Kenresi, der tübetanische Chaosentwirrer.

Für die Fortdauer unseres geistigen Daseins, für ein Leben jenseits der Schranken dieses Erdbannes bürgt uns die in jeder Menschenbrust wohnende Ahnung. Allein woher dieses Vorgefühl? ist es nicht Täuschung? besitzt der Menschengeist prophetische Kraft? — Schwerlich! Und doch ist dieser glückliche Traum von einer bessern Zukunft, von einem folgenden Dasein unter lichterem Himmel und auf blumenreicherem Boden, wohl keine Täuschung. Alles, was wir um uns sehen und was wir empfinden, ist ein Werk der geheimnißvoll schaffenden Natur, jener ewig erhaltenden Kraft, welche alle Wesen nur umwandelt, doch keines durchaus vernichtet, sondern eine Blume nur vernichtet, um sie wieder aus ihrem Saamen schöner an Form und Geist (gleichviel ob dieser aus Denkvermögen, Feuerstral, Farbe oder Duft hervorsprühet) gebären zu können. Alles, was das Menschenauge sieht und was der Menschengeist erfassen kann, ist ein Werk der Natur; mithin kommt auch alles dieses Sicht- und Empfindbare auf natürlichem Wege zu uns — und so denn auch die Ahnung von der Fortdauer unseres geistigen Lebens. Nur die Art und Weise, wie sich diese Ahnung uns verkündet, ist eine Täuschung: die freundliche Landschaft, welche wir vermöge dieser Ahnungskraft vor uns sehen, liegt in der Wirklichkeit nicht körperlich vor uns da, sondern ist nur ein Reflexionsgemälde: ist der farbige Körperschein aus dem Bilderkasten unseres früheren Daseins, der sich durch den Spiegel unserer Fantasie vor unseren geistigen Blicken erhebet. Vor und hinter uns liegt eine starre Felsenmauer, gegen die der Menschengeist vergebens ankämpfet; würde uns hier jemals der Sieg gelingen, so würden wir entweder zu tief erbeben, oder uns zu gewaltig erhoben fühlen, und das göttliche Gesetz der Weltordnung müßte dadurch eine Erschütterung bis in die Axen und Nerven alles Daseins erleiden.

Der Menschengeist ist weit auf dem Gebiete der Schöpfung vorgedrungen, tief in den Schacht des Denkens und Erforschens hinabgestiegen; manches Werkzeug der Schöpfung ist uns erkennbar geworden. Aber auch die

klarste Vernunft, der raffinirteste Verstand wird bei der Frage, welche der Geschichte der Völker voreilen will, plötzlich verdüstert, von Nacht- und Nebelflor umschleiert. Fragen wir: wodurch und woraus entstand diese Erde, diese ganze Körper- und Sonnenwelt? wie entstand das Chaos? was war da ehe das Chaos da war? was war vor dem ersten Lichtstrale, vor dem ersten Saatkorn, vor dem ersten Schöpfungsgedanken?! — — — da erstarren und schwindeln unsere Gedanken, und würden wir ihre Sehne noch strammer anspannen, so würde sie reißen und der Wahnsinn uns umkrallen. Damit nun der denkende Menschengeist nicht in diese Wüste hinein gerathe, doch auch nicht dem wilden Thiere gleich umhertappe und seiner göttlichen Vorrechte und Empfindungen beraubt werde, damit sein weiches Gemüth durch Stralen von der Sonne der Unsterblichkeit gelichtet und erwärmet werde, damit er an Gott durch Gott hange, empfing er aus der wohlthätigen Hand der Schöpfung für seinen Wandergang durch die Rosen und Dornen dieser Erde zwei himmlische Geschenke: ein für den Verstand umnachtetes, aber für das Gemüth in Sonnenhelle prangendes Rückerinnerungsvermögen aus seinen Lebensperioden vor seinem Dasein auf diesem Wandelsterne, und Fantasie, diese göttliche Malerin, diese himmlische Gauklerin. Diese beiden Gottstralen erwärmen auch die Brust des Wilden, auch die Brust eines Menschen, der als kaum geborenes Kind auf eine öde Insel ausgesetzt wäre und dort sein Leben in Gemeinsam mit den Thieren vollbrächte. Beweise dafür geben uns die Mythologien aller Völker. Auch die Feueranbeter, auch die Aghori's, diese gräßlichste Klasse der Menschenfresser, empfinden ihre höhere Abkunft, ahnen den tiefen Sinn der Worte: „es werde Licht!" und malen — so weit und hell ihre Begriffe es gestatten — sich mit den Farben der Fantasie ein Gemälde von einer schaffenden, ausbildenden und erhaltenden Gottheit.

Zu den ältesten Götterlehren — wenn gleich weit hinter der farbenvollen Mythologie der Griechen zurückbleibend — gehört die tübetanische. Sie ist folgenden Inhalts.

Als die Erde noch als ein von Nacht umgebener und eisstarrer Chaos dalag, ließ der Gedanke, der vor allen Gedanken da war: „die höchste Gottheit" aus dem Kern der Padma-Blume einen vollendeten, schönen Knaben, Kenresi, entspringen. Derselbe war sogleich seines hohen Zweckes sich bewußt. Er nahm zuerst die Gestalt eines Affen an und nannte sich Prasrinpo. Nachdem er durch seinen Hauch den Chaos geebnet, ihn mit Licht, Wärme und Vegetationskraft begabt, und sich mit der Göttin Kadroma, die ihm als weiblicher Affe unter dem Namen Prasrinmo begegnete, vermählt hatte, bevölkerte er mit ihr den Tübet, von wo nun die Bevölkerung der ganzen Erde ausging. Um darauf die Menschheit auch geistig zu bilden, endledigte sich Kenresi des Affenkörpers und senkte sich in den Schooß der Königin von Indien. Als dieselbe so plötzlich von dem Gottknaben genas, war sie höchstlich erschrocken, denn ihr Gemahl befand sich seit Jahresfrist auf einer Reise von ihr entfernt, und sie wußte keines Mannes. Daher verheimlichte sie die Geburt, und setzte das Kind auf die Heerstraße. Hier fand es ein Hirte, der es mit sich nahm, und es erzog, bis Kenresi, zum Jüngling gereifet, als Volkslehrer auftrat, sich seinen Erbthron mit Waffengewalt eroberte, und 91 Jahre auf demselben herrschte. Während dieser Zeit führte er den Ackerbau ein und civilisirte das rohe Volk. Seine Blutserben herrschten in hintereinander folgender Reihe während 1102 Jahren über Indien.

Einige historische Wahrheit, Volkssagen, Rückerinnerungsvermögen der Seele, Schöpfungslust der Fantasie, und Dankbarkeit für die Wohlthat der Civilisation schufen ein solches Gemälde.

W. Schumacher.

Tauwerk.

Zu den nützlichsten und zugleich schönsten der neuen Erfindungen gehört ein künstlicher Baustein, welcher, obgleich verschieden nach den Materialien, aus denen er bereitet wird, fast gleichzeitig in New-York von Hrn. Parker und in London von Hrn. Ranger erfunden worden ist. Beide Steine erhalten in kurzer Zeit eine felsenartige Festigkeit, werden aus den billigsten Materialien gemischt, zeigen die freundlichste Außengestalt, und müssen demnach in Kurzem die bisher beim Bau verwendeten Back- oder Ziegelsteine verdrängen. Der Parkersche Stein nimmt wie der Marmor eine schöne Politur an, läßt sich in verschiedene Schattirungen färben, und wird durch den Einfluß der Atmosphäre noch immer fester.

Seit dem Jahre 1739 besteht in London eine milde Stiftung unter dem Namen: Hospital der Findel-

kinder, welches 54 Aufseher, 6 Vicepräsidenten, einen Zahlmeister, einen Sekretär, einen Organisten, einen Kaplan, eine Vorsteherin des Weißzeuges, einen Ausschuß der Gebäude, einen Unterausschuß der Gebäude, einen Apotheker, einen Schneider, aber — nicht ein einziges Findelkind zählt! Alle diese Beamten erhalten sehr beträchtliche Besoldungen. Da aber die ursprünglichen Bedingungen der Stiftung den Eltern ungünstig sind, und andere Institute den kleinen Parias der Gesellschaft bequemer ihre Pforten öffnen, so steht das große Haus seit mehr als 20 Jahren leer. Es ist sonach ein Hospital für besoldete Nichtsthuer.

Das Berliner Haus- und Wirthschaftsblatt empfiehlt als probates Mittel zur Magenstärkung folgende Mischung: Man nehme 1 Pfund weißen Zucker, zerlasse und siede ihn mit Verschäumen, wie er zum Konfekt verbraucht wird; wenn er etwas erkaltet ist, so mische man 1 1/2 bis höchstens 2 Loth (zermalmten) Ingber darunter, gieße Täfelchen daraus, und esse des Morgens nüchtern davon, dieses stärkt den Magen wider alle Erwartung. — Man verabsäume nicht, es mit diesem Mittel zu versuchen, auch selbst wenn man weder über Mangel an Appetit, noch über Magendrücken, schwere Träume und Verdauung klagen sollte, denn man muß in gegenwärtiger Zeit einen außerordentlich guten Magen haben, um Alles, was man sieht und hört, verdauen, und Alles, was die Presse verläßt, mit Appetit lesen zu können.

Stückgut.

Herr X. führte einen langwierigen Erbschaftsprozeß, und hatte es sich dabei schon zur Regel gemacht, seinem Justizkommissarius monatlich einen Fünfthalerschein zur An- und Aufmunterung einzusenden. Dies war vor einigen Tagen neuerdings durch den Hausdiener, einen sonst treuen, dabei aber entweder erzdummen oder erzschlauen Menschen, geschehen. Wie erstaunte nun Herr X. als sein Anwald einer Frage wegen zu ihm kam, und dabei zugleich den zuletzt empfangenen Fünfthalerschein als einen der unächten, welche gerade im Publikum zirkulirten, mit höflicher Entschuldigung zurückhändigte. X., ein erfahrener Geldgeschäftsmann, war fest überzeugt, daß dieses falsche Papier nicht durch seine Hände gegangen; der Diener mußte es eingetauscht haben; er wurde sogleich gerufen. Ohne Ausflüchte gestand er den Umtausch ein. „Ich habe," entschuldigte er sich, „vor wenigen Tagen diesen Schein neben einiger Münze ererbt. Als ich darauf von seiner verbrecherischen Falschheit überzeugt wurde, wollte ich ihn nicht der strafenden Gerechtigkeit entziehen, und beeilte mich, ihn auf dem Wege des Umtausches den Händen der Justiz zu überliefern."

Eine Dilettantin des Gesanges, die in einem Konzerte aus der Oper Romeo und Julie mehre Piecen des Romeo sang, war bemüht, das im Text zahlreich in Silbentrennung vorkommende Wort: „Juliette" recht italienisch mit dem Jod zu accentuiren, und sang demnach zu wiederholten Malen: „Schul-, Schul-, Schul-Jette!"

„Ach!" seufzte die unterm Mondscheine lustwandelnde Emma am Arme ihres überglücklichen Narciß, „welch ein schöner Abend!" — „Ach, ja!" flüsterte der angenehme Narciß, „es ist der schönste Abend meines Daseins! Ihm fehlt nur einiger Sonnenschein, um ihn den schönsten Tagen meines Lebens beizählen zu können!" — „O!" seufzte Emma jetzt, und, um einem Trio die Stimmenzahl zu geben, sang dazu mit weißbiermilder Stimme der eben um die Straßenecke biegende Nachtwächter: „Die Glock hat Elf geschlagen!"

Theater.

Sonntag, d. 7. und Montag d. 8. Februar fand die Oper „der Maskenball," zu beiden Malen außer dem Abonnement und bei dicht- und hochvollem Hause die erneuerte Aufführung. Künftigen Sonntag wird der Maskenball für ☞ bestimmt zum Drittenmale zur Aufführung kommen und ohne Zweifel wieder einen Zuschauerandrang finden. Die magnetische Zugkraft dieser vortrefflichen Oper zeigt sich demnach noch in voller Frische. Aber in dem Arrangement, in welchem sie jetzt hier über die Bühne geht, ist sie auch für ein Stadttheater eine Erscheinung von erster Größe. Vier Arten von Reizmittel sind es, welche sie darbietet: Zuerst, die Oper selbst; dann: die Mitwirkung der Familie

Kobler-Bernadelli; ferner: die Maskerade im Schlußakte, und endlich: die neue Besetzung der Hauptrollen. — Wie Blumen vom Zephir getragen sehen wir hier die Kunsttänzer in den brillantesten Kostümen heran und vor- und rückwärts schweben. Ohne Kobler-Bernadelli's wird die künftigen Winter zu wiederholende Aufführung des Maskenballs Lücken erkennen lassen. — In der besonders belustigenden Arlequinade auf dem Maskenballe trägt Hr. Göbel vom Bühnenpersonale, neben Hrn. und Dem. Lydie Bernadelli, als Pantalon wirksam zur erheiternden Pantomime bei. Die Charaktermasken zeigten als Neuigkeiten ein überkomplettes Kegelspiel mit Kugel und Neun um den König; ferner einen Affen, der sich als ein gewandter gymnastischer Künstler produziret und mit Bären und komischen Personen einen Kurzweil treibet. Von den letztern brachte die erste Vorstellung den Schneider Kakadu, und die zweite den melancholisch-liebelnden Herrn Werther. Anfänglich blieb dieser (man glaubt, ein Dilettant) dem Charakter seiner Rolle getreu' und hatte die Lacher auf seiner Seite; zuletzt aber übertrieb er es, balgte sich mit dem Affen und den Bären herum und zerbog dem armen Storch — der diesmal weniger Glück macht — muthwillig den schönen Schnabel; als er aber gar auch im Parterre Bären und Affen suchen wollte, wurde er pfeiffend zurückgewiesen. Das war recht und billig, denn das Theater ist keine Reiterbude, und muß von Zoten befreit bleiben. — Ueber die neue Rollenbesetzung behält sich Ref. den Bericht vor.

Schon wieder ein Vergiftungsfall durch Vitriolöl! wenn gleich zum Glück nicht zur Ausführung gekommen.

Wegen gehabter Unannehmlichkeiten mit ihrer Herrschaft, faßte ein Dienstmädchen vor wenigen Tagen den schauderhaften Entschluß, sich zu entleiben. Das Mittel hierzu sollte Vitriolöl sein. Der Herr des Ladens aber, in welchem sie dasselbe forderte, wahrscheinlich durch den kürzlich im Dampfboote gemeldeten Fall aufmerksam gemacht, schöpfte Argwohn, verweigerte ihr dasselbe, und that ihrer Herrschaft Anzeige hiervon, durch die es dann der Polizeibehörde gemeldet wurde. Vor dieser abgehört, gestand sie ihr Vorhaben ohne Hehl, und äußerte in dem ferneren Verhöre: sie habe geglaubt, Vitriolöl bewirke auf eine sanfte und schmerzlose Art das Hinscheiden.

Möchte doch Jeder mit den fürchterlichen Qualen bekannt gemacht werden, die dieses Gift bewirkt, welches mit nichts Besserem verglichen werden kann als mit einem rothglühenden Eisen, das man möchte verschlucken wollen.

Der Selbstmord ist an sich schon eine schreckliche Handlung; noch zehn Mal schauderhafter wird er durch diese rasende Art ihn zu bewirken!

M—r.

Kajütenfracht.

(Fortsetzung.)

Am vorigen Sonnabend wurde von den Bewohnern der Lang- und Schmiedegasse das Aufeisen und Wegräumen der auf dem Straßenpflaster sich aufgehäuften Eis- und Schneemasse ausgeführt. Da beide genannte Gassen an Markttagen die Hauptpassage enthalten, die zuletztgenannte aber in ihrer Breite nur knapp das Vorbeifahren zweier Wagen gestattet, so wurde hier durch jene Entlastungsarbeit das Hin- und Hergedränge groß, und erforderte leider ein Opfer. Ein auf dem Nachhausewege sich befindender Bäckermeister aus Langefuhr wollte nämlich in der Schmiedegasse sich vor dem Andrange zur Seite flüchten, als in demselben Augenblick einer der aufeisenden Arbeiter mit seiner Picke zuschlug und mit diesem Schlage den Fuß des bedauernswerthen Vorstädters bis tief durch die Sohle durchbohrte und gleichsam an das Straßenpflaster anheftete.

Auf dem Wege der Subskription hat der kürzlich sich hier gebildete Kunst-Verein bereits 176 Mitglieder mit circa 400 Thaler jährlichem Beitrage gewonnen. Diesem guten Erfolge nach werden die Danziger sich wohl noch in diesem Jahre der ersten Kunst-Ausstellung zu erfreuen haben. — Weniger soll die Subskription auf den neuen Adreßalmanach gute Früchte tragen. Es wäre zu bedauern, wenn die Herausgabe eines für die Ortsbewohner so nützlichen Buches durch Mangel an Theilnahme unterbleiben müßte. — Auch mit der Subskription auf die Redoute im Schauspielhause ging es nicht, denn Keiner wollte seinen ehrenwerthen Namen dazu hergeben. Dagegen sind schon die zahlreichsten Bestellungen auf Billets und Maskenanzüge zu dieser Redoute eingegangen, so daß sie Sonnabend den 20. d. M. auf eine großartige Weise stattfinden wird.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redakteur: Wilhelm Schumacher. Gedruckt bei Louis Bozon.